Das Alemannische und das Hochdeutsche : über die Sprache Johann Peter Hebels

Autor(en): **Picard, Max**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **20 (1964)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-420749

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

mit second-hand-Auto und night-life, mit no-iron-Hemden, hot dogs, wash-and-wear-Hosen, action-painting und snapshots vom Campingplatz, Question-master und Charles Vögeles Hattrick, Ellas Gala Evening, radioaktivem Fallout, Western und Waterproof, Hair gromming und Sticks für Cocktail, Jet-Age und handwerklichem Finish, Znüni im ever-fresh-Beutel, und das alles zwischen Glättbridge und Longstreet. Das Sisterherz freilich, künftiges Career girl, liebäugelt vorderhand noch mit Neity und Horsetail, Teenmeet-Tanz, Petticoat und — so ganz zwischendurch — Toffees oder Rahmbonbons.

*

Und so weiter. Wer sammelt, wird mühelos tausend englische Haare in der deutschen Sprachsuppe finden, wobei bald — wie in diesem Artikel nachgemacht — große, bald kleine Anfangsbuchstaben verwendet werden, bald Bindestriche zu viel sind, bald welche fehlen. Mitunter ist man ja neuerdings sogar froh, wenn man über eine Fremdsprache ausweichen kann. So hat die staatliche Münze in Karlsruhe neulich Goldmedaillen geprägt, auf welchen die Goldköpfe von Adenauer und Erhard — weil „Führer" so anrüchig klingt — unter der Rubrik „Politische Leaders in der Welt" vorkommen...
Und — laascht not liischt, wie man so schön und falsch sagt: Ein Tanzorchester nannte sich „Die 4 Asse". Der Wirt fand, englisch wäre die Sache attraktiver. Daraufhin übersetzten sie, allerdings ohne Wörterbuch, und nannten sich: „The Four Asses". Auf deutsch: Die vier Esel.

Das Alemannische und das Hochdeutsche

Über die Sprache Johann Peter Hebels
Max Picard

Nur durch einen Menschen, der das allgemeingültige Gesetz in sich ganz durchlebte, konnte der alemannische Dialekt zur gültigen dichterischen Sprache des Alemannischen werden. Schon vor Hebel gab es ein paar Versuche, Gedichte im alemannischen Dialekt zu schreiben. Aber das waren private Spiele, wie wenn

heute einer griechische oder lateinische Gedichte machen würde. Erst durch Hebel erkannte sich die alemannische Sprache als die besondere Sprache, erst durch ihn fand sie sich in sich selber. Die Gedichte waren da, auch wenn sie nicht gesprochen wurden. Sie schweben unhörbar über dem Mund von jedem, der alemannisch spricht, sie sind das Zentrum, von dem die Worte des Sprechenden ausgehen und wohin sie zurückstreben. Sie sind ein Schutz über der Sprache, ein Schutz auch gegen die Invasion des Hochdeutschen.

Hebel ließ sich durch den Erfolg, den er mit den alemannischen Gedichten hatte, nicht verführen, auch die Geschichten im Kalender „Der rheinländische Volksfreund" (1808 erschienen) im alemannischen Dialekt zu schreiben. Wohl war ein Grund dafür dies: Der Kalender sollte auch dort verbreitet werden, wo man nicht mehr alemannisch sprach (1811 gab Hebel bei Cotta eine Sammlung der Kalendergeschichten als „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" heraus). Der Hauptgrund, der innere Grund aber war so: Der Dialekt ist für den Dialekt Sprechenden die Herzmitte der Sprache. Im Dialekt drückt sich vor allem das Alltägliche, Private, Familiäre aus, das, was unmittelbar zum nächsten Menschen und zum nächsten Ding geht, der Dialekt ist ganz dem Nachbarlichen zugewendet, man ist eigentlich durch den Dialekt nie allein, selbst wenn man im Dialekt denkt, es sind immer Menschen um einen herum, der Dialekt ist viel mehr dialogisch als das Hochdeutsche.

Der Dialekt umfaßt nur eine geschlossene, umgrenzte Welt, sie erwartet immer nur sich selber. Das Hochdeutsche ist geöffnete Welt, neue Sache zu Menschen heran, über den Einzelnen hinausgehende Sache, es ist dauernd sich vergrößernde Welt. Hebel kannte die Grenze des einen vom anderen, er wußte, wo er den Dialekt und wo er das Hochdeutsche gebrauchen konnte. Er wußte die Grenze, weil er in der großen Ordnung der Welt darinstand. Er brauchte sich nicht anzustrengen, zu wählen, er wurde durch die Ordnung, der er gehörte, von selber geführt.

Hebel kam vom Dialekt her zum Hochdeutschen, das macht das Hochdeutsche ursprünglich: Das Wort kommt bei Hebel nicht wie von selber vom vorhergehenden Wort, die Worte springen bei ihm nicht einander nach in der Horizontalen, sondern es ist innerlich jedesmal zuerst das entsprechende Dialektwort da, dieses muß weggeschoben werden, damit das hochdeutsche Wort Platz hat, es geschieht etwas, es ist ein Ereignis, daß das hochdeutsche Wort

durchdringt, der Dialekt ist eine Barriere gegen die Routine im Hochdeutschen. Der immer hochdeutsch Sprechende ist passiver in der Sprache, er wird von ihr eher mitgesprochen, der vom Dialekt zum Hochdeutschen Kommende spricht mehr selber in die Sprache hinein, er ist aktiver in der Sprache, er spürt als Sprechender sich und die Sprache mehr. *„Badische Zeitung“*

Eim im Sinn sy

Ein berndeutscher Ausdruck, der sich zu verstecken wußte
W. Hodler, Bern

Daß es ihm gelang, sich zu verstecken, ergibt sich daraus, daß der Ausdruck vom Schweizerdeutschen Wörterbuch nirgends verzeichnet ist. Mir selbst ist er auch erst seit einigen Jahren bekannt. Ich rede nämlich nicht von dem unpersönlichen Verb *es chunnt mer i Sinn* = es fällt mir ein, sondern von einem ganz gleichlautenden, aber persönlichen Verb *du chunnsch mer i Sinn*, das bedeutet: Du kommst mir in den Weg, in die Quere. Zum ersten Mal ist mir der Ausdruck aufgefallen (ich sage nicht „begegnet“) in Hermann Hutmachers „Göttibatze“ (Alfred Scherz, Bern 1957). Auf einen Hülferuf eines Nachbars wegen Überwerfens einer Kuh eilen der *„Götti“*, der Melker und der Knecht dahin. *„Nach emene Rüngli ischt Fritz o düre. Aber er ischt gly ume zrugg cho. Er syg dert numen* im Sinn, *het er gseit. Der Stall syg ja halbvoll Lüt.“* Das heißt: er sei dort nur im Wege (S. 82). *Götti* muß an eine neue Unterkunft denken: *„Aber wo ne Yschlupf härnäh, daß me Fritzen u dr Frida nid im Sinn syg“* (S. 122). Er sieht in der *Ougschtmatt* ein blaues Räuchlein aufsteigen und denkt: *„Dert wär es ömel warm, un ig wär myne Lüten us em Sinn“*, den Angehörigen aus dem Wege (S. 118). Daneben braucht Hutmacher die Wendung *im Sinn haa, i Sinn choo* auf den gleichen Seiten in der bekannten Bedeutung von „beabsichtigen, in den Sinn kommen“. Offensichtlich ist ihm nicht bewußt, daß es sich hier um zwei ganz verschiedene Wörter handelt. Und so dürfte es noch andern gegangen sein. In diesem Sinne hat sich unsere Bedeutung „Weg“ hinter den andern von „Sinn“ zu verstecken vermocht.